

S. G. BROWNE

# SCHICKSAL!

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Falk Behr und Momo Evers

DROEMER

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel »Fated« bei Penguin Group Inc., New York

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne  
ausgewählte Titel aus unserem Programm – schreiben Sie einfach  
eine E-Mail mit dem Stichwort »Schicksal« an:  
guteunterhaltung@droemer-knaur.de

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)



Deutsche Erstausgabe Oktober 2011  
Copyright © 2010 by Scott Browne  
Copyright © 2011 für die deutschsprachige Ausgabe  
bei Droemer Verlag. Ein Unternehmen der  
Droemerschen Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Michael Meyer  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildungen: FinePic®; gettyimages/Radojko Maksimovic  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-22604-9

2 4 5 3 1

*Für meine Eltern.  
Ihr habt an mich geglaubt.  
Danke.*



Regel Nummer 1: Emotional auf Abstand bleiben.  
Ziemlich einfache Regel, wirklich. Trotzdem sitze ich hier in einem Einkaufszentrum in Paramus, New Jersey, und bin frustriert.

Verärgert.

Enttäuscht.

Dreiundachtzig Prozent der menschlichen Bevölkerung sind leicht durchschaubare Gewohnheitstiere. Sie kleben an ihren Routinen, an Lifestyle und Süchten oder verbringen ihr Leben damit, eine Abhängigkeit gegen die nächste einzutauschen.

*Meine* dreiundachtzig Prozent. *Meine* Menschen – rund fünfeinhalb Milliarden von ihnen, um genau zu sein.

Ein Einkaufszentrum ist der beste Ort, um die menschliche Spezies in all ihrer Pracht zu studieren. Oder in all ihrer Fehlbarkeit – je nach Blickwinkel des Betrachters. Männer und Frauen, Teenager und Kinder shoppen, essen, tratschen, füllen das Vakuum ihres Lebens mit therapeutischen Einkaufsorgien und unnützen Kalorien. Am liebsten mag ich die älteren Einkaufszentren, die nicht gleich ganz so groß wie Sri Lanka sind und in denen es noch diese Gemeinschaftsfresshallen gibt – von Ketten wie Orange Julius, Panda Express oder Hot Dog on a Stick.

Schon gewusst, dass es in den Vereinigten Staaten doppelt so viele Einkaufszentren wie Highschools gibt? Die »Mall« hat die Kirche als Tempel kultureller Verehrung

abgelöst. Und die Gesellschaft ermutigt ihre Bürger auch noch, den eigenen Wert an finanziellem Erfolg und weltlichen Besitztümern zu messen. Kein Wunder, dass die Amerikaner ihr Einkommen größtenteils in Schuhe, Uhren und Schmuck investieren statt in Bildung.

Klar – *Gier* und *Neid* sind so auf Dauer gut beschäftigt. Aber *mein* Leben macht es zur Hölle.

Früher, als die Menschen sich noch in der Jäger-und-Sammler-Phase befanden, drehte sich alles ums Überleben. Oder um die Befriedigung der Grundbedürfnisse: Nahrung, Kleidung, ein Dach über dem Kopf. Viel Auswahl gab es nicht. Keine Kochshows mit Martha Stewart. Kein Calvin-Klein-Logo auf der Kleidung. Keine Ralph-Lauren-Gardinen zur farblich abgestimmten Bettdecke.

Um es auf den Punkt zu bringen: Menschen sind süchtig nach Produkten.

Gewohnheits-Konsumenten. Vom Luxus verführt. Belohnungs-Automaten.

Auf Haben, Wollen und Kaufen programmiert.

MP3-Player. Xbox. PlayStations der dritten Generation.

TiVo-Festplattenrekorder. Surround-Sound. HD-TV auf dem Flatscreen-Fernseher.

Tausende von Kabelkanälen mit Filmen und Musik und Pay-per-View.

Ihre Gelüste lenken sie ab, ihre Bedürfnisse und Wünsche überwältigen sie, und deshalb bleiben sie nie auf dem ihnen zugewiesenen Pfad. Bei ihrer optimalen Zukunft. Bei ihrem befriedigendsten Schicksal.

Denn dieses Schicksal – das bin ich. Gestatten, *Schicksal* mein Name. Schick wie in Schickeria, dann Saal mit einem a.

Schon bei ihrer Geburt setze ich meine Menschen auf ihrem Pfad ab, weise ihnen ihre Schicksale zu: vom Berufsverbrecher bis zum Geschäftsführer eines Ölkonzerns. Kein besonders großer Unterschied, bei Licht betrachtet. Aber so vielversprechend das Schicksal auch ist, das ich ihnen zuteile – Chef eines Filmstudios, Ersatzquarterback in der National Football League, Gouverneur von Kalifornien ... Der Großteil von ihnen vermässelt es. Immer.

Es liegt in der menschlichen Natur, unter dem eigenen Niveau zu bleiben. Das eigene Potenzial nicht voll auszuschöpfen. Sicher, das eigene Schicksal bietet selten Anlass zu Größenwahn. Kaum einer wird schließlich Friedensnobelpreisträger oder Stephen King. Und ganz ehrlich: Wenn die Zukunft für jemanden Geisteskrankheit, Drogensucht oder eine Karriere in der Politik bereithält, sollte ich wohl keine angenehmen Überraschungen erwarten. Ich kann nur Schicksale zuweisen, sonst nichts. Danach kann ich bloß das Beste hoffen. Allerdings bedeutet das leider noch lange nicht, dass dann nichts mehr schiefgehen kann.

Der Grund ist: Im Leben eines jeden Menschen kommt es zu einschneidenden Situationen. Zu Augenblicken, in denen die Entscheidung, die ein Mensch fällt, ausschlaggebend dafür ist, ob und wie weit er von seinem vorbestimmten Weg abweicht. Diese Entschlüsse beeinflussen, wie er sein Leben lebt.

Mit Anstand.

Mit Mitgefühl.

Mit Gier.

Jede einzelne dieser Entscheidungen erfordert eine Neu-  
anpassung ihrer oder seiner Zukunft. Eine notwendige  
Neuzuweisung ihres oder seines Schicksals. Und an jedem

dieser Scheidepunkte sehe ich, wie der Großteil meiner Menschen die falsche Entscheidung trifft.

Während ich also hier auf einer Bank zwischen Foot Locker und einem Klamottenladen sitze, meinen Hotdog esse und Orange Julius trinke, gehe ich einmal mehr das Sortiment meiner fehleranfälligen Menschen und ihres unvermeidbaren Scheiterns durch.

Da ist zum Beispiel dieser neunzehnjährige Sportler mit dem Handy am Ohr und dem GameStop-Beutel, der eine erfolgreiche Karriere als Infielder bei den Philadelphia Phillies haben könnte. Doch dazu wird es nicht kommen. In dreizehn Jahren ist er fett, glatzköpfig und arbeitslos und wird dreimal täglich vor seinem Tittenmagazin masturbieren.

Die einundzwanzigjährige asiatische Christin, die vor einem Modegeschäft Kunden bekehren will, wird mit dreißig den Mann ihrer Träume finden, mit fünfundvierzig bereits wieder geschieden sein und fortan mit Männern schlafen, die halb so alt sind wie sie.

Und der elfjährige Junge mit dem kurzen Haar und dem engelsgleichen Gesicht, der gerade einen schokoladenüberzogenen Donut verschlingt, könnte theoretisch ein wunderbarer Vater werden. Stattdessen wird er mit neunundzwanzig darüber nachdenken, seine fünfjährige Tochter zu missbrauchen.

In solchen Momenten wünsche ich mir, *Tod* und ich hätten ein besseres Verhältnis.

Klar, der Elfjährige ist nur ein Kind, aber immerhin könnte ich seiner Tochter das lebenslange Trauma und die Therapien ersparen, wenn ich *Tod* dazu bringen könnte, mir zu helfen. Was unmöglich ist. Denn das wäre ein Eingriff und damit ein definitives No-go. Von den kosmischen

Verwicklungen, die die Nicht-Geburt seiner Tochter verursachen würde, mal ganz zu schweigen. Und außerdem: *Tod* und ich reden nicht miteinander. Tja, dann, weitermachen bitte ...

Ich bleibe also weiterhin hier auf dieser Bank sitzen, kaue an meinem Hotdog und lasse die endlose Parade zukünftiger Sexualtäter an mir vorüberziehen.

Klar: Nicht jeder Mensch hat sexuelle Komplexe, Störungen oder anderweitige zweifelhafte Vorlieben, die nur darauf warten, befriedigt zu werden. Die meisten Amerikaner allerdings schon. Das liegt vermutlich daran, dass die Vereinigten Staaten Sex dämonisieren und sexuelle Energien unterdrücken. Ich persönlich bevorzuge da die Italiener und Franzosen. Für sie ist Sex einfach Teil ihrer Kultur.

Da wir gerade über Sex sprechen ...

Vom anderen Ende der Mall, ungefähr auf halber Strecke zwischen mir und Macy's, gleich hinter dem T-Mobile-Kiosk und mitten in dem beständigen Strom von Amerikanern, die mit ihrer eigenen Zukunft überfordert sind, bewegt sich ein roter Haarschopf auf mich zu. Zunächst hoffe ich noch, dass ich mich irre. Doch schließlich teilt sich die Menge wie von Zauberhand, und ich erkenne unter den roten Haaren das strahlende Lächeln von *Bestimmung*.

Na großartig. Das ist genau das, was ich jetzt brauche, um mich aufzubauen. Die unsterbliche Verkörperung all dessen, was ich nicht bin. Was ich begehre. Was mir verwehrt bleibt.

Woran ich gerade denke?

An Abscheu.

An Verbitterung.

An einen bösartigen Tumor.

»Na? Wieder mal mit der Befriedigung fleischlicher Gelüste beschäftigt?«, fragt *Bestimmung*, setzt sich und schielt auf das Würstchen am Spieß in meiner Hand.

Um es auf den Punkt zu bringen: *Bestimmung* ist Nymphomanin.

Sie trägt ein rotes Tanktop, einen roten Ledermini, rote Fick-mich-Stiefel und ein nie verblassendes Lächeln. Sie hat immer gute Laune. Wieso sollte es auch anders sein? *Sie* muss ja schließlich nicht die Ewigkeit damit verbringen, sich mit Kinderschändern, Kaufsüchtigen und über fünfeinhalb Milliarden anderen Versagern zu beschäftigen, die ihre Scheißleben einfach nicht auf die Reihe kriegen.

Im Gegensatz zu dem, was die meisten Menschen denken, sind Bestimmung und Schicksal nicht das Gleiche. Eine Bestimmung kann niemandem aufgezwungen werden. Nur wenn Menschen in bestimmte Lebenslagen gedrängt werden, ist es ihr Schicksal – und das geht oft eine düstere Verbindung mit dem Ominösen, mit dem Unausweichlichen ein.

*Sein Schicksal war besiegelt.*

*Eine schicksalhafte Krankheit.*

*Ein Schicksal, schlimmer als der Tod.*

Mal ehrlich: Kann es überhaupt schlimmer werden, als auf der Hitliste der Schreckensvisionen sogar eine Stufe über *Tod* zu stehen?

Die Bestimmung hingegen hat eher die Natur einer Prognose. Sie beinhaltet das Versprechen auf einen günstigen Ausgang und ist generell viel positiver besetzt.

*Die beiden schienen geradezu füreinander bestimmt zu sein.*

*Sie war zu Höherem bestimmt.*

*Es war ihre Bestimmung.*

»Teilst du dein Fleisch mit mir?«, fragt *Bestimmung* und strahlt dabei so viel Leidenschaft und Schönheit aus, dass ich ihr gern den Rest meiner Wurst ins Gesicht klatschen möchte.

Das Schicksal legt den Kurs des Lebens fest. Und meine Menschen treffen auf ihrem Weg zwar selbst die Entscheidungen, die einen nachteiligen Einfluss auf ihre Zukunft haben können. Trotzdem haben sie auf ihre neu zugewiesenen Schicksale keinen Einfluss. Bei mir hat man keine Wahl. Zusammenarbeit ist nicht meine Sache.

Denkt an einen Einsiedler.

An Autoerotik.

An Henry David Thoreau.

Und selbst wenn ich helfen wollte, selbst wenn ich jemanden anleiten, ihm Vorschläge machen oder zumindest subtile Hinweise geben wollte – ich dürfte es nicht. Ihr wisst schon: die Sache mit dem »freien Willen«. Menschen sollen ihre eigenen Entscheidungen treffen dürfen und mit den Konsequenzen leben.

Stellt euch meine Menschen einfach als ungezogene Kinder vor. Die haben ja auch kein Mitspracherecht bei der Schwere ihrer Bestrafung.

Bei *Bestimmung* hingegen sind die Menschen stärker in den Prozess eingebunden. Denn ohne die freiwillige Mitarbeit des Subjekts gibt es keine Bestimmung. Ihre Menschen schlagen unterschiedliche Lebenswege ein und *wählen* so ihre Bestimmung. Klar: Sie können immer noch Fehler machen. Aber wir sprechen hier eher über zwei statt drei Oscars. Oder den Pulitzer-Preis statt des Friedensnobelpreises.

Stellt euch die Menschen von *Bestimmung* einfach als Einser-Schüler vor, die die freie Wahl zwischen allen Universitäten haben.

Ich hätte das Kleingedruckte in meiner Jobbeschreibung lesen sollen.

*Bestimmung* deutet vage auf den Becher Orangensaft, der zwischen meinen Beinen auf der Bank steht, und fragt: »Wie wär's, lässt du mich mal saugen?«

»Ich bin beschäftigt«, erwidere ich. »Wieso verschwindest du nicht und nervst *Fleiß* oder *Barmherzigkeit*?«

»Och, komm schon, Seeeeergio«, sagt sie. »Ich bin einfach gut drauf.«

Immer wenn *Bestimmung* mich mit meinem Pseudonym anredet, zieht sie die erste Silbe in die Länge, als wollte sie sich über mich lustig machen.

Nicht alle von uns haben Pseudonyme. *Bestimmung* bevorzugt ihren angestammten Namen, während *Tod* am liebsten Teddy gerufen wird. Die meisten der sieben Todsünden – wir nennen sie gern die Tödlichen – haben Künstlernamen. Wer will schon gern *Zorn* oder *Neid* oder *Gier* genannt werden? Die sieben himmlischen Tugenden haben dagegen alle ihre Namen beibehalten – bis auf *Mäßigung*, der von allen Mike genannt wird.

»Also, seit wann bist du wieder hier?«, fragt sie, spielt kokett mit ihrem Haar und sieht mich mit Schlafzimerblick aus großen Augen an. Obwohl sie nicht so eine Schlampe wie *Lust* ist, hat sie ab und zu definitiv ihre fünf Minuten.

»Weiß nicht«, antworte ich, schlucke den letzten Bissen von meinem Hotdog hinunter und erreiche kurz darauf schlüpfend den Becherboden meines Orange Julius. »Seit ein paar Tagen.«

Die meisten von uns nennen New York ihr Zuhause, obwohl wir nicht das ganze Jahr über hier sind. Mit mehr als sechseinhalb Milliarden Menschen auf dem Planeten müssen wir ziemlich allgegenwärtig sein.

»Sonst noch jemand da?«, erkundige ich mich.

»*Reue* und *Hoffnung*. Und natürlich ein paar von den Tödlichen. Außerdem hab ich gehört, dass *Vorurteil* versucht, eine Pokerrunde auf die Beine zu stellen. Sieht bislang nicht gut aus.«

Um es auf den Punkt zu bringen: *Vorurteil* hat das Tourette-Syndrom.

Ein paar Minuten sitzen *Bestimmung* und ich schweigend auf der Bank und betrachten die Mall-Zombies, die an uns vorbeistolpern, während ihr primitiver Verstand um flotte Dreier, iPods und Kalorienbomben kreist.

»Lust auf ein bisschen Noncontact-Sex?«, schlägt *Bestimmung* dann vor.

*Bestimmung* mag in mir Gefühle von Neid und tiefster Verachtung hervorrufen. Doch das bedeutet nicht, dass ich ihr nicht gerne zuschauen würde, wie sie sich aus ihrem roten Minirock schält.

»Na klar«, sage ich. »Bei dir oder bei mir?«

## 2

In meinen weißen Boxershorts liege ich neben einem Strauch blauer Hortensien auf dem Rücken, während *Bestimmung* mit nichts als einem roten Baumwolltanga am Leib breitbeinig über mir hockt. Dieser Moment könnte höchstens noch patriotischer werden, wenn Jimi Hendrix jetzt *The Star-Spangled Banner* zum Besten geben würde.

Das Großartige an Noncontact-Sex zwischen Unsterblichen ist: Man kann am helllichten Tag unsichtbar auf der allgemein zugänglichen Dachterrasse herumlaufen, ohne dass jemand sieht, was man gerade tut. In diesem Augenblick jedenfalls schwebt ihr roter Baumwolltanga über mir durch die Luft, während sie auf mich herabblickt und sich mit der Zunge über die Lippen fährt.

Wir können einander auch dann sehen, wenn wir unsichtbar sind. Die Menschen aber sehen uns nur, wenn wir es wollen oder wenn einer von uns mit einem anderen Unsterblichen auf Tuchfühlung geht. Allerdings geschieht das nicht öfter als ein paarmal pro Jahrhundert – in der Öffentlichkeit, meine ich. In den meisten Fällen sind *Lust* und wenigstens eine der anderen Todsünden daran beteiligt, obschon auch *Selbstbeherrschung* mehr als einmal die Beherrschung verloren hat.

Regel Nummer 5: Nimm niemals deine sichtbare Gestalt vor Menschen an.

Das letzte Mal passierte es 1918 in Chicago. *Zorn* und *Neid* brachen damals eine Kneipenschlägerei vom Zaun,

weil die Red Sox die Cubs in den Meisterschaften geschlagen hatten. *Neid* ist Cubs-Fan und *Zorn* ... Na ja, sagen wir einfach: Er weiß, welche Knöpfe er bei *Neid* drücken muss.

Ich war nicht dort, aber es muss eine ziemliche Keilerei gegeben haben. Die offizielle Geschichtsschreibung erwähnt diesen Vorfall nicht, aber es war wohl der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, der zum 18. Zusatzartikel zur Verfassung der Vereinigten Staaten führte und den Amerikanern somit vierzehn Jahre Alkoholprohibition bescherte.

Wir sollen Vermittler sein, keine Anstifter. Wir sollen keinen entscheidenden Einfluss auf das Leben der Menschen nehmen, sondern auf ihren verschlungenen Wegen und bei ihren Gefühlsausbrüchen einfach nur unsere Rollen spielen. Von Zeit zu Zeit baut einer von uns Mist, direkt oder indirekt, mit katastrophalen Folgen in unterschiedlicher Abstufung. Für so etwas werden Unsterblichen ihre Kräfte genommen. Und das ist richtig peinlich. Fragt bloß mal *Frieden* danach.

Übrigens sind wir nicht immer unsichtbar – nur dann, wenn wir es so wollen. Einer der Vorteile, wenn man unsterblich ist. Das und die Unterbringung.

Ich lebe in der Upper East Side von Manhattan. Mein Dreizimmerapartment im zwanzigsten Stock hat Parkettböden und Panoramafenster mit Blick auf den East River. Der Wachdienst ist rund um die Uhr tätig, der Portier sorgt für die Verpflegung, und es gibt außerdem ein Wellnesscenter und einen Dachgarten.

Die Wohnung kostet 3990 Dollar pro Monat, aber ich wohne hier umsonst. Keine schlechte Vergünstigung dafür, *Schicksal* zu sein. Es sei denn, man vergleicht es mit

*Bestimmungs* vierhundert Quadratmeter großem Altbau-Loft in SoHo, mit Blick auf den Hudson River, Holzböden, zentraler Klimaanlage und Marmorbad. Sie will mir nicht verraten, wie viel die Wohnung kostet, aber ich habe nachgeschaut und herausgefunden, dass sie für 12 000 Dollar zu haben ist.

Vermutlich sollte ich mich nicht beschweren. Teddy lebt in der Lower East Side im Souterrain: ein Zimmer, vergitterte Fenster, Betonwände und Blick auf die angrenzende Gasse. Andererseits, wo sonst sollte der Tod wohl leben?

*Bestimmung* bewegt sich über mir, das rote Haar zum Zopf gebunden, die perfekten Brüste und Nippel kaum mehr als einen Zentimeter von meinen Lippen entfernt. Es fällt mir schwer, standhaft zu bleiben und sie nicht zu berühren. Andererseits hasse ich sie so sehr, dass ich ihr keine Befriedigung geben will, die sie sich nicht selbst verschafft hat.

Außerdem ist der Hausverwalter mit uns auf dem Dach und zeigt einer Interessentin Garten und Ausblick. Sehen kann ich sie nicht, doch dafür kann ich hören, wie sie auf der anderen Seite der Azaleen und Rosenbüsche über die Benimmregeln auf der Dachterrasse reden. Die ich zumindest gegenwärtig nicht einhalte.

Die Stimme des Verwalters ist nasal und schrill. In zwanzig Jahren wird er obdachlos sein und Leute von einer Bank im Central Park aus beschimpfen, während er in der Nase popelt.

Die Stimme der Frau ist warm und honigsüß, wie ein Tenorsaxophon in einer einsamen Nacht in New Orleans. Aber ich kann sie nicht lesen, was bedeutet, dass sie sich auf dem Pfad der *Bestimmung* befindet. Geboren, um etwas Höheres zu erreichen als der Großteil der mensch-

lichen Rasse. Doch obwohl ich sie nicht lesen kann, fasziniert mich etwas an ihr. Irgendetwas in ihrer Stimme zieht mich zu ihr. Etwas, das ich nicht einordnen kann, das mich ablenkt. Und zwar so sehr ablenkt, dass ich diesem Ruf nachgebe. Mich ... erweichen lasse, um es mal so auszudrücken.

*Bestimmung* bemerkt es sofort.

Mit jener geschickten und schnellen Bewegung, zu der nur eine Frau fähig ist, landen ihr Slip und meine Shorts in den Hortensien, und ihr nackter Körper schwebt verlockend über meinem. Nicht ein einziges Härchen wächst auf ihrer Haut.

Um es auf den Punkt zu bringen: *Bestimmung* benutzt Enthaarungswachs.

Nicht sonderlich überraschend, dass ich mich plötzlich wieder voll auf sie konzentriere.

»So ist es besser«, sagt sie und schaut auf mich herab, ein Lächeln um ihre grünen Augen.

Sekunden später ist ihr Gesicht aus meinem Blickfeld verschwunden, und ich spüre ihren warmen Atem, der den derzeit angeregtesten Teil meiner Anatomie umspielt.

Während wir im technischen Sinne keine Menschen sind, laufen wir doch in Hüllen umher, die dieses Aussehen nachahmen. Männer- und Frauen-Anzüge. Das macht das Leben auf der Erde einfacher für uns. Menschen neigen ja zur Überreaktion, wenn sie auf helle, gleißende Lichter oder überirdische Wesenheiten mit Flügeln oder mehr als vier Gliedmaßen treffen. Wenn wir jedoch genau wie die sogenannten intelligenten Lebensformen auf dem Planeten auftreten, erspart das *Konfusion*, *Panik* und *Hysterie* eine Menge Arbeit. Und es ist gar nicht so schlimm, wie man vielleicht denken könnte. Eher ein wenig so, als trüge man

ein bis ins kleinste Detail durchkonstruiertes Latexkostüm. Nach ein paar hunderttausend Jahren gewöhnt man sich daran.

Ich kann die Frau, die auf dem Pfad der Bestimmung wandelt, noch immer mit dem Verwalter reden hören. Sie sagt ihm, dass sie das Apartment nimmt, aber ich bin gerade auf meine eigene, ganz besondere *Bestimmung* konzentriert.

*Bestimmung* und mich verbindet seit rund zweihundertfünfzigtausend Jahren so etwas wie eine Beziehung: Mal sind wir zusammen, dann wieder nicht, aber wirklich ernst ist es nie gewesen. Eher wie eine langjährige Freundschaft mit Extras.

Und obwohl sie mich mit ihrem Daueroptimismus und ihrer Euphorie wahnsinnig macht und ich es kaum ertragen kann, dass die Menschen sich ihr willig unterwerfen, während sie mich hassen: Ich muss zugeben, dass sie im Noncontact-Sex mehr Talent besitzt als *Glamour* und *Versuchung*. Sogar mehr als *Lust*. Wobei *Lust* die Nase vorn hat, wenn es um den vollen Körpereinsatz zwischen den Laken geht. Wen wundert's – sie ist schließlich die Lust.

*Bestimmung* erregt mich weiter, die Spannung in der Luft zwischen uns ist beinahe greifbar. Genau darauf kommt es beim Noncontact-Sex an: sich gegenseitig scharfzumachen, aber den Sex nur zu simulieren, ohne Penetration oder Berührungen. Der Trick ist, die Spannung bis zu dem Punkt zu erhöhen, an dem die Erlösung ganz automatisch und ohne physische Stimulierung erfolgt.

Gerade als ich mich dem Höhepunkt nähere, hört *Bestimmung* plötzlich auf.

Als ich die Augen öffne, ist sie bereits halb angezogen.

»Muss los«, erklärt sie schlicht und zieht sich das Tanktop über den Kopf.

»Jetzt?«, entgegne ich und deute auf meine unteren Extremitäten, um meiner Frage Nachdruck zu verleihen.

Aber sie lächelt nur und schlüpft in ihre Fick-mich-Stiefel. »Muss mich um einen Klienten in Portugal kümmern. Bis später.«

Und *puff!* Schon ist sie verschwunden.

Ehe ich meine Shorts aus den Hortensien gepflückt habe, renkt sie in Portugal vermutlich bereits die Zukunft irgendeines Möchtegern-Helden wieder ein. So ist das mit uns: In einer Sekunde hat man Noncontact-Sex auf einem Dach in Manhattan, in der nächsten ist man schon auf der anderen Seite der Erde.

Ein weiterer Vorteil an der Unsterblichkeit ist, nicht auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen zu sein.

Vor zweitausend Jahren, als die meisten der zweihundert Millionen Bewohner des Planeten noch in Europa, Asien und Afrika lebten, mussten wir nicht oft reisen. Und unter uns gesagt: Zweihundert Millionen Menschen sind ziemlich einfach zu handhaben – erst recht, wenn die meisten von ihnen mit etwa fünfunddreißig Jahren sterben. Aber mit der Kolonialisierung Amerikas und Australiens Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lief die Sache aus dem Ruder: Zwischen Kolumbus' kleiner Verwechslung und dem Beginn der industriellen Revolution verdoppelte sich die Weltbevölkerung. In den letzten zweihundert Jahren geriet die Sache schließlich fast außer Kontrolle. Die Weltbevölkerung wuchs auf fast sieben Milliarden an, und zu allem Übel leben die Menschen heute fast doppelt so lang wie vor hundert Jahren.

Als die Menschen das Konzept der Kanalisation entdeckten, habe ich geahnt, dass es nicht leicht werden würde mit ihnen. Hätte ich damals gewusst, dass sie sich auch

noch fortpflanzen würden wie Karnickel auf Viagra, hätte ich um Versetzung in eine andere Abteilung gebeten. So wie *Abstinenz* etwa. Oder *Keuschheit*. Oder *Selbstbeherrschung*.

Oder *Tod*.

Ich meine: Wenn man die Menschen schon nicht davon abhalten kann, die Welt ununterbrochen mit Nachwuchs zu überfluten, könnte man wenigstens die Schleusentore ein Stückchen öffnen und etwas mehr aus dem Reservoir abfließen lassen. Wenn ihr mich fragt: Ich finde, Teddy könnte seinen Job ruhig ein bisschen ernster nehmen. Die Herde ausdünnen. Etwas Normalität zurück auf den Planeten bringen, damit wir alle ein wenig verschnaufen können. Damit man vielleicht mal zur Abwechslung Bali, Tahiti oder Disney World besuchen kann. Einmal mit der Space-Mountain-Achterbahn fahren, das wollte ich schon immer.

Ja, ich könnte um eine Versetzung bitten, aber bei meinem Glück würde ich bestimmt als *Demut* oder *Fleiß* enden. Und außerdem: Ich bin seit so langer *Zeit Schicksal*, dass ich womöglich gar nicht wüsste, was ich als jemand anderes tun sollte. Wahrscheinlich ist es ganz einfach mein Schicksal, *Schicksal* zu sein.

Als ich schließlich wieder in meine Sachen schlüpfte, haben der Verwalter und die neue Mieterin die Dachterrasse verlassen, und ich bin allein. Nachdem *Bestimmung* mich eben noch in der Mangel hatte, ist mir jetzt nicht danach, allein zu sein. Vielleicht sollte ich nachschauen, was *Schmeichelei* gerade macht. Oder *Lüsternheit* anrufen. Aber bevor ich ihre Nummer eintippen kann, klingelt mein Handy, und ich werde zu einem Meeting mit Jerry abberufen.

# 3

Jerrys Empfangsbereich ist immer gerammelt voll mit Seelen, die den Übergang vom Irdischen zum Himmlischen vollziehen. Ganz zu schweigen von denen, die diese Reise eben *nicht* antreten werden, aber einen Termin haben, um ihren Fall ein letztes Mal vorzutragen. Die meisten von ihnen bekommen keine zweite Chance, doch dann und wann zeigt Jerry sich von seiner versöhnlichen Seite und lässt einen von ihnen vor.

Heute ist es nicht anders, wobei *heute* nur ein beliebiger Ausdruck ist. Uhrzeit und Datum haben hier keine Bedeutung. Einmal habe ich eine gefühlte Stunde in Jerrys Warteraum gesessen, nur um bei meiner Rückkehr zur Erde festzustellen, dass ich den gesamten Dritten Punischen Krieg verpasst hatte.

Damals in der Antike war die Bevölkerungsdichte natürlich noch überschaubar, und deswegen musste man sich gar nicht allzu sehr beeilen, um zur Erde zurückzukehren. Jetzt aber, mit meinem überfüllten Terminkalender, sollte ich die Sache am besten in wenigen Minuten über die Bühne bringen.

Das Problem ist: Ich sitze hier im Wartesaal zwischen all diesen menschlichen Seelen, von denen die meisten das Schicksal hierherbefördert hat – und das bin ja bekanntlich ich. Sobald die Menschen die Beschränkung ihrer fleischlichen Hülle abgelegt haben, offenbaren sich ihnen die Mysterien des Universums: das Konzept vom Leben nach dem Tod, die Erschaffung des menschlichen Lebens,

die Steuerung des Kosmos. Und sie können mich jetzt als das, was ich bin, erkennen.

»Du bist also *Schicksal*«, sagt die Seele einer zweiundvierzigjährigen Frau, die an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben ist.

Ich ignoriere sie und versuche, jeden Augenkontakt zu vermeiden.

»Ich wollte dir nur für die Übelkeit und das Erbrechen danken, für den Gewichtsverlust, die Gelbfärbung meiner Haut, die Chemotherapie und meinen langsamen, qualvollen Tod.«

Mit so etwas muss ich mich jedes Mal herumschlagen, wenn ich hierherkomme. Wütende Seelen, die ihren Frust an mir auslassen. Als wären die meisten vollkommen unschuldig an dem Ende, das es mit ihnen genommen hat.

Kettenrauchen.

Eine ausgewogene Ernährungsweise: besonders reich an tierischen Fetten und möglichst arm an Früchten und Gemüse.

Ein Leben lang lieber auf dem Arsch herumsitzen und sich den Sportkanal und Realityshows reinziehen, statt sich selbst regelmäßig zu bewegen und Herz und Kreislauf in Schwung zu halten.

Ich hasse es, hier zu sein. Wirklich.

»Hey«, sagt sie und pikst mich in den Arm. »Ich rede mit dir.«

Und schon sind einige der anderen Seelen in unserer Nähe auf uns aufmerksam geworden.

»Was ist los?«, fragt ein vierzehnjähriger Junge, der von einem Betrunknen überfahren wurde.

Die Frau, die an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben ist, deutet mit dem Daumen auf mich: »Dieser Typ ist der

Grund dafür, dass wir hier sind. Oder zumindest die meisten von uns.«

»Heilige Scheiße«, meint ein Fünfundzwanzigjähriger, der an einer Überdosis Heroin draufgegangen ist. »Es ist *Schicksal*.«

Noch ehe ich mich in Richtung Toiletten davonschleichen kann, nimmt mich auch der Rest der Wartenden ins Visier.

Ihr könnt es euch in etwa vorstellen.

Denkt an etwas Unangenehmes.

An etwas Unerfreuliches.

Einen Fackeln schwingenden Mob.

Sekunden später belagern mich Dutzende von menschlichen Seelen, die sich von ihrem Schicksal verraten fühlen. Sie erzählen mir, wie sehr sie ihre Qualen genossen haben, ihr Sterben und überhaupt ihre gescheiterten Existenzen. Finger zeigen auf mich. Zähne werden gefletscht, Speichel fliegt mir ins Gesicht. Männer, Frauen und Kinder beschimpfen mich, verteufeln mich und fluchen in mehr Sprachen, als selbst ich kenne.

Meine Arbeit ist so befriedigend.

»*Schicksal*«, schaltet sich die Empfangsdame hinter ihrem Pult ein. »Jerry hat jetzt Zeit für dich.«

Ich stehe auf und dränge mich durch den wilden Haufen wütender Seelen, die mir weiterhin Obszönitäten entgegenschreien. Selbst in Anbetracht all der Furcht, Verzweiflung und Unannehmlichkeiten, die sie während ihres Lebens durchmachen mussten, scheint es mir doch ein wenig übertrieben, wie sie hier Gift und Galle spucken. Als ich den Blick ein letztes Mal über die geifernde Meute gleiten lasse, entdecke ich *Feindseligkeit* in einer Ecke. Vor Lachen ist er bereits knallrot angelaufen.

»Arschloch«, zische ich, während ich Jerrys Büro betrete.

»Weißt du«, beginnt Jerry hinter seinem riesigen Eichenschreibtisch, »ich habe ganze Zivilisationen aus geringeren Anlässen ausgelöscht.«

»Ich habe *Feindseligkeit* gemeint«, erwidere ich und schließe die Tür hinter mir.

»Sitzt er immer noch da draußen?« Jerry sieht mich fragend an. »Ich dachte, ich hätte ihm klargemacht, dass er sich ein paar arme, unterdrückte Leute zum Aufwiegeln suchen soll.«

»Na ja, in gewisser Weise tut er das auch: Er wiegelt alle in deinem Wartezimmer auf.«

»Na dann. Solange er die Finger vom Mittleren Osten lässt ...«

Um es auf den Punkt zu bringen: Jerry ist allmächtig.

Wobei er für eine alles wissende und alles könnende Gottheit ziemlich unscheinbar ist. Durchschnittliche Größe. Durchschnittliches Gewicht. Durchschnittliches Äußeres. Keine herausstechenden Merkmale. Bei seinen Kontrollbesuchen und Stippvisiten auf der Erde ist das natürlich ein klarer Vorteil. Er fügt sich ein und fällt nicht auf.

Leider kommt er nicht mehr so oft raus wie früher. Und weil er die Dinge trotzdem im Auge behalten will, besteht sein Büro vollständig aus Glas: Fußboden und Zimmerdecke inklusive. Nicht gerade die sinnvollste Art, um sein Büro herzurichten, aber so hat er auch während der Arbeit alles genau im Blick. Alle anderen dagegen macht dieses Büro fertig. Ich meine: Wer würde sich nicht ein klein wenig eingeschüchtert fühlen, wenn er vor den großen Boss tritt, mitten in einem Rundumpanorama vom Universum

steht und sich leise fragt, ob der gläserne Boden das eigene Gewicht wohl tragen wird?

Ich war schon unzählige Male hier, und Jerry hat mir versichert, sein Büro wäre GS-geprüft. Höchster Arbeitssicherheitsstandard. Trotzdem ziehe ich auch jetzt lieber die Schuhe aus und lege den Weg bis zu seinem Schreibtisch auf Zehenspitzen zurück.

»Also, weswegen wolltest du mich sehen?«, frage ich ihn und setze mich hin.

Der Name, unter dem Jerry aus dem Alten Testament bekannt ist, lautet Jehova, aber niemand hier nennt ihn so. Auch nicht Gott oder Jahwe oder einen der unzähligen anderen Namen, den die Menschen ihm gegeben haben. So lange ich ihn kenne, war er immer schon Jerry.

»Mir ist aufgefallen, dass du deine Arbeit in letzter Zeit ein wenig schlampig erledigst«, sagt Jerry. »Genau genommen seit Beginn der industriellen Revolution.«

Das war vor über zwei Jahrhunderten. Mit der Abarbeitung des Papierkrams in seinem Eingangsordner scheint er ziemlich im Rückstand sein.

Ich schlucke die Kritik und seufze stumm. Jerry hat gut reden. Früher, zu Zeiten der Agrargesellschaften, ließen die Menschen sich nicht so leicht von ihrem Pfad abbringen. Selbst Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lag die Erfolgsquote der Menschen auf dem Pfad des Schicksals nur knapp unter zweiundsechzig Prozent: Sechs von zehn erfüllten also ihr optimales Schicksal. Mittlerweile ist meine Rate allerdings auf unter drei von zehn gefallen. Kein Wunder bei dem konstanten Werbe-Bombardement und den Heerscharen von Prominenten und wortgewandten Verkäufern, die den Leuten erzählen, was sie brauchen und tun und lassen sollten, um glücklich zu werden.

»Was ist los?«, will Jerry wissen. »Und komm mir nicht wieder mit diesem Europa-Kolonialismus-Mist. Das musste früher oder später passieren, also find dich endlich damit ab.«

Wenn ich bedenke, mit wem ich hier gerade rede, ist es tatsächlich nicht die beste Idee, mich über die Arbeitsmenge oder den Kummer zu beschweren, den mir mein Job Tag für Tag bereitet. Trotzdem: In letzter Zeit kommt es mir immer öfter so vor, als wäre es ganz egal, was ich tue oder lasse. Welchen Pfad ich für meine Menschen bei ihrer Geburt auch festlege: Der Großteil von ihnen enttäuscht mich schließlich doch. Also habe ich angefangen, ihnen willkürlich irgendwelche Schicksale zuzuweisen. Dadurch habe ich meine Quoten nicht eingehalten. Und dafür gesorgt, dass einige Regionen mit Taxifahrern und Straßenkünstlern gepflastert sind.

Quoten bedeuten Jerry sehr viel.

Regel Nummer 9: Erfülle deine Quoten.

So viele Rechtsanwälte. So viele Paparazzi. So viele Stripperinnen. Die Sache mit der Schicksalsmacherei ist gar nicht so leicht, wie sie vielleicht klingen mag. Am Ende kommen zu viele Barkeeper heraus, und schon kann das gesamte kosmische Gefüge aus dem Gleichgewicht geraten.

»Ich weiß nicht«, erwidere ich. »Ich glaube, ich bin ausgelaugt.«

»Ausgelaugt?«, fragt er. »Du bist ausgelaugt?«

An seinem Tonfall kann ich deutlich hören, dass er für so etwas wirklich keine Zeit hat. Trotzdem: Ich kann es genauso gut einfach mal versuchen.

»Ja«, sage ich. »Ich hatte irgendwie gehofft, ich würde eine neue Aufgabe bekommen.«

Er lacht laut auf – und es ist nicht gerade lustig, wenn Jerry lacht. Besonders dann nicht, wenn er auf der Erde ist. Man denke nur an den Vesuv. Krakatau. Mount St. Helens. Zum Glück hat er nicht sonderlich viel Sinn für Humor.

Ich schaue nach unten und frage mich – nicht zum ersten Mal –, ob der Glasplattenfußboden das mitmacht.

Es ist nicht so, dass es bei uns keine Präzedenzfälle für Jobtausch oder Neuzuweisungen geben würde. *Glaube* etwa ist während der Jahrtausende mehr als einmal ersetzt worden, *Treue* hat seit Beginn des Freie-Liebe-Debakels einen reinen Schreibtischjob, *Vernunft* ist nach den Hexenprozessen von Salem gefeuert worden, und *Ego* hat seine Stelle nach der Trennung der Beatles verloren.

Um nur ein paar Beispiele zu nennen.

Es ist also nicht so, als ob ich um etwas Unmögliches bitten würde.

Schließlich hört Jerry auf zu lachen und sagt: »Wir haben zurzeit keine unbesetzten Stellen.«

»Was ist mit *Frieden*?«, frage ich. »Die Stelle ist bisher nicht neu besetzt worden.«

»Frieden willst du nicht«, entgegnet Jerry. »Vertrau mir. Und nebenbei bemerkt: Du machst das schon so lange, dass ich niemanden zur Hand habe, der deinen Job übernehmen könnte.«

Na prima. Ich habe mich selbst unersetzlich gemacht.

»Steck einfach etwas mehr Elan in deine Arbeit«, meint Jerry, stempelt ein Blatt Papier ab und legt es in sein Ablagefach. »Achte auf das, was du tust. Beschäftige dich mehr damit und zeig Interesse daran.«

Er hat leicht reden. Ihn beten die Menschen an. Mich dagegen verfluchen sie.

Ich danke Jerry, dass er sich Zeit für mich genommen hat, dann schleiche ich auf Zehenspitzen zu meinen Schuhen zurück.

Im Empfangsbereich kommt mir die Frau mit dem Bauchspeicheldrüsenkrebs entgegen; offenbar ist sie Jerrys nächster Termin. Im Vorbeigehen dreht sie sich um und spuckt mir ins Gesicht.

Irgendwo hinter mir bricht *Feindseligkeit* in schallendes Gelächter aus.

# 4

Ich bin in Duluth, Minnesota, esse einen glasierten Donut von Krispy Kreme und beobachte einen vierundvierzigjährigen Biologielehrer, der vor der Hintertür des Hauses seiner siebzehnjährigen Lieblingsschülerin auf und ab läuft. Sein Dilemma: Sie hat ihn zu sich gebeten, um ihr private Nachhilfestunden in Biologie zu geben, und ihre Eltern sind übers Wochenende nicht in der Stadt. Und hier steht er nun um neun Uhr morgens vor ihrem Hintereingang, während seine Frau denkt, er wäre angeln. Er weiß: Wenn er an die Tür klopft, schlägt er einen Pfad ein, der möglicherweise seine Karriere ruinieren und seine Ehe zerstören wird.

Aber seine Lieblingsschülerin ist so unglaublich scharf. Sie hat perfekte Titten und einen unglaublichen Arsch; naturblondes Haar, das wie Honig duftet; Augen, die ihn verstehen, und Lippen, die er verschlingen will. Und sie ist siebzehn. Er hatte nie zuvor Sex mit einer Siebzehnjährigen, und sie sagt, dass sie alles von ihm lernen will, was er über Sex weiß.

*Alles.*

Wann hat zum letzten Mal jemand *das* zu ihm gesagt?

Die Worte seiner Frau, die seit drei Wochen keinen Sex mehr mit ihm hatte, sind es ganz bestimmt nicht. Wenn sie überhaupt mal Sex haben, ist er oberflächlich und leidenschaftslos. Doch er will Leidenschaft in seinem Leben. Er *braucht* Leidenschaft. Und diese junge Frau, diese wohlgeformte Schülerin, mit ihrer Intelligenz und ihrem Witz, der

reinen Haut, den verlockenden Lippen und der sanften, rauchigen Stimme, ist diese Leidenschaft in Person.

Es ist so enttäuschend.

Da steht er nun, mein Mensch, und sucht sein Heil bei einem siebzehnjährigen Mädchen, obwohl der Schlüssel zu seinem Glück doch in ihm selbst zu finden ist.

An diesem Punkt in seinem Leben, an diesem Scheideweg, bieten sich ihm verschiedene Schicksale.

Erstens: Er kann umdrehen und fortgehen, zu seinem öden, leidenschaftslosen Leben mit seiner öden, leidenschaftslosen Frau zurückkehren. Und fortan jede Nacht zu Teenager pornos masturbieren, deren gesetzliche Legitimierung äußerst fragwürdig ist.

Zweitens: Er kann umdrehen und fortgehen und sich wieder seiner Frau und seiner Karriere verschreiben. In diesem Fall würde er dem halbwegs glücklichen Pfad folgen, der ihm bei seiner Geburt zugewiesen wurde.

Drittens: Er kann an die Tür klopfen und eine leidenschaftliche Affäre mit seiner hinreißenden Schülerin beginnen, nur um am Ende seinen Job, seine Ehe und sein Haus zu verlieren. Und daraufhin mit dem Trinken anfangen und so lange weitersaufen, bis er in Depressionen versinkt und vollkommen pleite ist.

Ich würde gerne helfen. Ihm einen Stups in die richtige Richtung geben. Ihm dazu raten, was hinter Tor Nummer zwei auf ihn wartet. Aber das hieße, die Regeln zu brechen.

Also sitze ich einfach da, esse meinen Donut und behalte meine Vorschläge für mich. Sehe dabei zu, wie der vierundvierzigjährige Biologielehrer Darren Stafford vor der Hintertür auf und ab läuft und um eine Entscheidung ringt. Im Geiste feure ich ihn an, die richtige Wahl zu treffen.

Wirklich. Viel Hoffnung habe ich allerdings nicht. Erstens: Er ist scharf. Zweitens: Er ist ein Mann. Und drittens: Er ist ein Mensch.

Er klopft an die Tür.

Als Nächstes bin ich in Compton, Kalifornien. Vor einem Spirituosenladen esse ich um sieben Uhr morgens noch einen Donut, während ein Fünfzehnjähriger einem Obdachlosen etwas Geld in die Hand drückt und ihn auffordernd anschaut. Dafür soll der Obdachlose ihm eine Flasche Whiskey und ein Big Pack Zigaretten kaufen. Der Junge ist drauf und dran, einen Pfad einzuschlagen, der mit jeder Menge Drogen- und Alkoholproblemen aufwartet. Dieser Weg wird ihn ein paarmal in den Jugendarrest führen, später dann über mehrere Jahre wegen Diebstahls, Raubes und Trunkenheit am Steuer ins Gefängnis. Und schließlich wird ihn ein Verkehrsunfall mit Todesfolge dauerhaft hinter Gitter bringen, bis er fünfunddreißig ist.

Nicht das Schicksal, mit dem er geboren wurde, aber ich kann ihn ja nicht warnen.

Der Obdachlose hat keine Ahnung, was geschehen könnte, wenn er das Geld des Jungen ablehnen würde. Er weiß nicht, dass dieser Schritt ihm so viel Selbstachtung geben würde, dass er die Kraft fände, sein Geld nicht länger für Sprit auszugeben. Mit sozialer Unterstützung würde er zu dem ihm zugeschriebenen Schicksalspfad zurückfinden, einen Job bei McDonald's bekommen und zehn Jahre später seine eigene Filiale leiten.

Stattdessen nimmt er das Geld und geht in den Laden.

Es ist so entmutigend.

Den Bruchteil einer Sekunde danach bin ich in Reno, Nevada. Im Silver-Legacy-Kasino trinke ich einen doppelten Latte macchiato von Starbucks und beobachte die

zweiunddreißigjährige Mavis Hanson, die am Blackjack-Tisch gerade ihre letzten fünfhundert Dollar gegen Chips eintauscht. Mavis hat die vergangenen sechs Stunden Blackjack gespielt und dabei drei Riesen verloren, doch sie kann jetzt nicht aufhören.

Mavis schuldet einer Menge Leuten eine Menge Geld. Aber statt einen zweiten Job anzunehmen oder härter in ihrem Vollzeitjob zu arbeiten und so vielleicht befördert zu werden, hat sie ihr Sparkonto geplündert und ihr Glück im Spielkasino gesucht. Ihr Ziel: all ihre Schulden auf einmal zu begleichen. Jetzt bleiben ihr nur diese fünfhundert Dollar. Sind auch die weg, liegt das einzige Geld, das ihr dann noch gehört, in ihrem Monopoly-Spiel.

Sie könnte aufstehen und den Tisch verlassen. Sie würde ihren Fehler einsehen, natürlich. Das verspielte Geld wäre zwar unwiederbringlich fort, aber wenigstens wäre sie nicht total abgebrannt. Sie würde den Mut finden, zu ihrer Arbeitsstelle zurückzukehren; würde versuchen, ihre Angelegenheiten zu regeln, sie wieder auf die Reihe zu kriegen. Und sie würde es schaffen. Doch wenn sie jetzt ihre letzten Ersparnisse verspielt, wird sie ihren dreiunddreißigsten Geburtstag nicht mehr erleben.

Es sei denn, *Glück* greift ein.

»Hallo, Sergio«, sagt *Glück*, als sie sich neben mich stellt. Ihr Kleid mit den Spaghettiträgern ist mit Pailletten aus vierundzwanzigkarätigem Gold besetzt, und sie schimmert wie eine ägyptische Göttin. Ihr Haar liegt in mit Diamanten verzierten Zöpfen eng um ihren Kopf und funkelt im Kasinolicht.

»Hi«, begrüße ich sie und setze meine Sonnenbrille auf, um ihre gleißende Erscheinung etwas abzumildern. »Du siehst aus, als kämst du frisch aus Vegas.«

»Monaco, Schatz«, erwidert sie. »Ich liebe das Mittelmeer zu dieser Jahreszeit. Dort ist es irgendwie eher Urlaub als Arbeit, wenn du verstehst, was ich meine.«

Ich nicke, obwohl mein letzter Urlaub schon eine ganze Weile zurückliegt. Es muss kurz vor der Französischen Revolution gewesen sein.

*Glück* gehört zu den Immaterien. Ein Begriff. Ein Konzept. Vage und abstrakt. Wie *Entdeckung*, *Kreativität*, *Zufall* und *Ruhm*. Ich glaube, *Lachen* ist auch ein Immaterialium, während *Humor* eine Eigenschaft ist. Nicht zu verwechseln mit den Emotionen: *Liebe*, *Freude*, *Traurigkeit*, *Angst*, *Mitleid*, *Ekel* und all die anderen Gefühle, die Menschen verspüren.

Die Emotionen führen sich oft ein wenig theatralisch auf, haben wenig Sinn für das Rationale und sind meistens ein bisschen eindimensional – da kann man keine besonders geistreichen Gespräche erwarten. Deutlich amüsanter ist es mit den Immaterien. Das liegt vermutlich daran, dass sie sich selbst nicht so ernst nehmen und sich für alles und nichts interessieren. Allerdings neigen sie dazu, wankelmütig zu sein.

Wenn ich *Glück* treffe, dauert es selten mehr als ein paar Minuten; offenbar fällt es ihr schwer, längere Zeit an einem Ort zu bleiben. Sie ist wie eine Honigbiene, fliegt von Mensch zu Mensch, bestäubt ihn mit Glück und schwirrt wieder davon.

Um es auf den Punkt zu bringen: *Glück* hat das Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom.

Im Vorbeizäneln wirft sie einem niedergeschlagen aussehenden älteren Herrn an einem Einarmigen Banditen eine Kusshand zu. Zwei Sekunden später gewinnt er tausend Mäuse und lacht über das ganze Gesicht.

Und die Regel, sich nicht einzumischen? Die bezieht sich nur auf *Schicksal*, *Bestimmung* und *Tod*. Schließlich kann man weder ein Immaterium noch eine Emotion oder eine der Todsünden sein, ohne irgendeine Art von Einfluss auszuüben. Die Art, wie die Menschen mit ihrem Glück, ihrer Angst oder ihrer Eifersucht umgehen, bestimmt allerdings das Endergebnis.

Als einer der Endgültigen mische auch ich dabei mit. Dazu gehören außerdem *Bestimmung*, *Tod* und *Karma*. Abgesehen davon gibt es da noch die Geringeren Sünden wie *Tratsch* und *Vorurteil*, die Himmlischen Tugenden und natürlich die Subversiven wie *Krieg* etwa, *Hysterie*, *Verrat* oder *Paranoia*. Wenn man ein Motivationswochenende für sein Team plant, lädt man jedenfalls besser keinen der Subversiven dazu ein – egal welchen.

»Also, was treibt dich in die größte Kleinstadt Nevada?«, fragt *Glück*.

Ich nicke zu Mavis Hanson, die gerade trotz der Hard 12 in ihrer Hand gekauft hat und sich mit großen Schritten dem Bankrott nähert.

»Armes Ding«, meint *Glück*. »Hat eine ziemliche Pechsträhne, was?«

Ich nicke. »Sieht nicht gut aus.«

»Da sagst du was«, sagt sie und deutet zur Bar, an der *Tod* mit seinem weißen Haarschopf sitzt, den Sportkanal schaut und dabei an seinem alkoholfreien Shirley Temple nippt.

Teddy ist mir vorher gar nicht aufgefallen. Allerdings würde es mich nicht wundern, wenn er schon die ganze Zeit über dort gesessen und es nicht für nötig befunden hätte, zu mir herüberzukommen und hallo zu sagen. Wir haben seit fünfhundert Jahren nicht mehr miteinander

gesprachen, Teddy und ich. Seit damals, als er sich geweigert hat, Kolumbus von seiner sterblichen Hülle zu befreien, noch bevor der italienische Forscher den falschen Weg einschlagen und die Neue Welt »entdecken« konnte. Durch die Verzögerung der Kolonisierung Amerikas hätten wir das Bevölkerungswachstum drastisch verlangsamten können – und all unsere Jobs wären noch heute deutlich leichter. Aber nein, Teddy wollte die Regeln nicht beugen und auch nur ein einziges Mal eingreifen. Und das nach allem, was ich für ihn während des Schwarzen Todes getan hatte.

Wenn Menschen sterben, brauchen sie einen Begleiter ins Leben nach dem Tod. Jemanden, der ihnen den Weg weist und ihnen erklärt, wie die Bingo-Nacht abläuft. Manchmal aber will die Seele oder der Geist des Menschen nicht mitkommen, und dann muss man die Seele vom Körper trennen. Was eine ziemliche Sauerei sein kann.

Um es auf den Punkt zu bringen: Tod leidet an Nekrophobie – er hat Angst vor Leichen.

Das Image vom Sensenmann im schwarzen Umhang mit Kapuze, der mit einer einzigen Berührung seines knöchigen Fingers den Tod bringt? Reine Propaganda. Und, mal Hand aufs Herz: Die Vorstellung vom Tod, der babyblaue Untersuchungshandschuhe und eine Partikelfiltermaske aus Neopren mit optionalem Lufterfrischer trägt, wirkt nicht sonderlich einschüchternd.

Wenigstens hat *Tod* mittlerweile den ABC-Schutzanzug weggelassen.

Wir sehen einander ab und zu, Teddy und ich. Es ist ja auch ziemlich schwer, sich nicht über den Weg zu laufen, wenn man *Schicksal* und *Tod* ist. Aber es gab eine Zeit, da waren wir unzertrennlich.

Wir feierten miteinander, als Rom brannte. Wir raubten und plünderten mit den Wikingern, lernten während der Kreuzzüge, unseren eigenen Met herzustellen, und ritten Seite an Seite mit Dschingis Khan und seinen Horden. Das waren gute Zeiten. Jetzt ist unser Verhältnis zueinander kühl und rein geschäftsmäßig. Na ja, aber schließlich sind wir Profis und verhalten uns auch so.

Teddy schaut zu uns herüber, prostet *Glück* mit einem Lächeln zu und zeigt mir dann den Mittelfinger.

»Ganz ehrlich«, meint *Glück*, während sie einer Frau über den Arm streicht, die vor einem anderen Banditen sitzt und laut aufschreit, als sie daraufhin den Jackpot knackt. »Wann werdet ihr zwei aufhören, euch wie kleine Jungs zu benehmen, und die Vergangenheit endlich ruhen lassen?«

»Das ist nicht so einfach«, antworte ich.

Sie pustet über die Karten am Blackjack-Tisch, als der Croupier sie mischt. »Wie auch immer. Hört wenigstens damit auf, wie Geier um diese armen, unschuldigen Pechvögel zu kreisen und auf ihren Untergang zu warten.«

Aus den Lautsprechern in der Lounge tönt *Luck Be A Lady* von Frank Sinatra.

»Sie spielen mein Lied«, sagt sie und tippt Mavis auf die Schulter. Keine drei Sekunden später hält Mavis einen Blackjack in der Hand.

Und schon zieht *Glück*, unsere Lady Luck, weiter. Sie schwirrt von Tisch zu Tisch, berührt Männer und Frauen, streicht ihnen über das Haar, flüstert ihnen ins Ohr, bestäubt sie mit ihren Pollen, macht jedermann glücklich.

Klar, sie hat ihren Spaß. Aber zu welchem Preis? Für die meisten dieser verzweifelten Spieler ist das Glück nur eine kurze Atempause von ihren finanziellen Nöten. Sie werden

hier und heute mit mehr Geld heimgehen, als sie sich je erhofft hatten – doch es wird nicht von Dauer sein. Morgen ist *Glück* wieder fort. Und was dann? Werden die Menschen ihre Lektion gelernt haben? Oder werden sie zurückkommen und weiterspielen, weil sie denken, sie hätten gelernt, das System zu knacken? Am Ende werden all ihre Hoffnungen und Träume bloß an einem anderen Tag zerschlagen.

Manchmal richtet *Glück* mehr Schaden an, als dass sie Gutes tut.

Immerhin: Zumindest in Mavis Hansons Fall sieht es so aus, als würde diese es nun doch bis zu ihrem dreiunddreißigsten Geburtstag schaffen. Als ich vom Blackjack-Tisch aufschaue, ist Teddy verschwunden. Nur sein halbvoller Shirley Temple steht noch auf dem Tresen.